

Religiosen wie dem Tückelhausener Kartäuser Jakob und dem Tegernseer Benediktiner Bernhard von Waging aus (V. Hohenadel). Sie verstärkten ihn in seinem Bemühen um eine Klerus- und Kirchenreform in Eichstätt, der hier besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird mit Beiträgen zur Reform der Liturgie (»wohl das Herzstück« der Reform, J. Bärsch, S. 221), der Benediktinerinnenabtei St. Walburg (M. M. Zunker OSB), des Augustiner-Chorherrenstifts Rebdorf (F. Machilek), der Gerichtsordnung – der Bischof war nicht umsonst in Padua zum Doktor beiderlei Rechts promoviert worden – (H. Kümper), überhaupt gemäß der Basler Dekrete (E. Reiter). Gleichsam als Kontrast zu den humanistischen Reformern wird Ulrich Pfeffel behandelt, der zwar bereits zu Johann von Eychs Lebzeiten als *presbyter* und *notarius* in Eichstätt nachgewiesen ist, allerdings erst 1475–90 als Prädikant am Dom wirkte (G. Dicke). Er »hatte von den Humaniora ... nicht den mindesten Anhauch erfahren«, er verkörperte »im frühen Humanismus Eichstätts die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« (S. 312) – und bewahrt davor, den Kreis um den Reformbischof zu glorifizieren. Hoch interessant ist an dieser Stelle die Auswertung einiger der über 200 Zettel, die sich in Pfeffels Büchern fanden. Der Prediger nutzte sie, um Konzepte zu notieren, die umso wichtiger sind, als sich sonst von ihm keine homiletischen Texte erhalten haben und man so seine Arbeitsweise durch Kompilieren »aus kompilierten Predigten« nachvollziehen kann (S. 298). Sensationell sind die Rückseiten der Zettel, denn »Pfeffels Zulieferer für rückseitig nutzbares Konzeptpapier waren Absender von Briefen, Rechnungen, Eingaben, Mess- oder Fürbittgesuchen sowie Fund- und Verlustanzeigen zur Gemeinde-Vermeldung nach Messe oder Predigt« (S. 292) – wann hat sich je einmal solches Gebrauchsschrifttum erhalten? So begehrt eine zwischen Leben und Tod schwankende Frau vom Kindbett aus ein Ave Maria für sich, so soll der Finder eines Säckchen aufgefordert werden, wenigstens den Inhalt irgendwo zu deponieren.

Überzeugend ist die Neubewertung der Beziehung zu Enea Silvio Piccolomini (C. Märtl): »Die Behauptung einer tiefen Freundschaft zwischen Johann von Eych und Piccolomini läßt sich ... nicht aufrechterhalten« (S. 113). Dabei hatten sie vieles gemein: adelige Herkunft, fast dasselbe Alter, Rechtsstudium in Italien, Tätigkeit als Rat habsburgischer Fürsten in Wien, Konzilsteilnahme in Basel, kirchliche Karriere. Es könne nicht einmal von einem intensiven Austausch über humanistische Bildungsinhalte ausgegangen werden, dabei richtete Piccolomini mehrere Briefe an Johann, widmete ihm seinen Traktat vom Elend der Hofleute und trug ihm gar ein Kardinalat an – vergebens. Der reichhaltige Band wird abgerundet durch vergleichende Betrachtungen, in denen Johann von Eych der ersten Generation deutscher Humanistenbischöfe (R. Becker) und Eichstätt anderen deutschen Zentren des Frühhumanismus (D. Mertens) gegenübergestellt werden. Als Ergänzungen werden zwei Beiträge geboten, die die Eichstätter Walburga-Behänge im Kontext hagiographischer Bildteppiche (J. Zander-Seidel) und das Schicksal Eichstätter Humanistenbibliotheken (K. W. Lüttger) behandeln.

*Uwe Israel*

PETER RÜCKERT, NICOLE BICKHOFF, MARK MERSIOWSKY (HRSG.): Briefe aus dem Spätmittelalter: Herrschaftliche Korrespondenz im deutschen Südwesten. Stuttgart: Kohlhammer 2015. 234 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-17-026340-6. Geb. € 24,00.

Die Beiträge dieses Sammelbandes gehen auf eine Tagung zurück, die am 21. und 22. November 2013 in Stuttgart anlässlich der Erscheinung einer Edition der Briefe um Barbara Gonzaga (1455–1503) gehalten wurde (Barbara Gonzaga, Die Briefe/Le Lettere [1455–1508], bearb. v. Christina Antenhofer u. a., Stuttgart 2013). Dies erklärt den starken

thematischen Bezug einiger Aufsätze auf die Person Barbara Gonzagas, wenngleich das zentrale Thema, nämlich die spätmittelalterlichen Briefe sowie herrschaftliche Korrespondenz im deutschen Südwesten, etwas breiter gefasst wird.

In seiner Einführung (S. 4–8) weist Robert Kretzschmar darauf hin, dass der Aktenkunde und Diplomatik eine nähere Beschäftigung mit (spät)mittelalterlichen Briefen und der Briefkultur genauso wie eine Verknüpfung mit den bereits länger bestehenden (kultur-)historischen Kommunikationstheorien bisher fehlte. Diese Zielrichtung nimmt der Sammelband auf, indem er sowohl die Korrespondenzüberlieferung, Sprache und Briefformulare thematisiert, als auch die Funktionen der Briefe unter Heranziehung kulturwissenschaftlicher Theorien diskutiert.

Zuerst gibt Mark Mersiowsky in seinem Beitrag einen forschungsgeschichtlichen Überblick über die Briefe des frühen und hohen Mittelalters (S. 9–31) und bietet damit eine Einführung über die Zeit *vor* der Untersuchungsperiode des Tagungsbandes. Der Beitrag von Peter Rückert (S. 32–52) liefert die Einführung in das engere Thema, indem er den Begriff ›herrschaftliche Korrespondenz‹ sowohl als Kommunikationsmodell wie auch sozialgeschichtlich definiert und die allgemeine Überlieferungssituation der spätmittelalterlichen herrschaftlichen Briefe skizziert. So stellt Rückert fest: »Die Korrespondenzpartner kommen aus der Herrschaftsschicht der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Damit ist zunächst die Fürstenebene sowie die von ihr abhängige herrschaftliche Klientel und Verwaltung gemeint. Bürgerliche, kaufmännische oder gar bäuerliche Korrespondenz [...] fällt also nicht darunter [...]« (S. 33). Zwei weitere Beiträge thematisieren besonders die weibliche Korrespondenz: So entwickelt Christina Antenhofer in ihrem Beitrag (S. 53–80) die These, dass Frauen wie Diplomatinen agierten, indem sie »als Repräsentantinnen ihrer Herkunftsfamilien an die deutschen Höfe wechselten und Verbindungen zwischen den Höfen dauerhaft gestalteten.« (S. 55) Frauen wie Barbara Gonzaga hielten nämlich nach ihrer Ehe mit Briefen die Kontakte zu ihren Herkunftsfamilien aufrecht, wobei die Korrespondenz sich hauptsächlich im ersten Ehejahr sowie bei besonderen Anlässen (Geburt, Sterbefälle, aber auch bei politischen Spannungen) stark häufte. Julia Hörmann-Thurn und Taxis macht dagegen auf die Fürstinnenbriefe von Beatrix von Zollern aufmerksam (S. 81–104). Die langjährige Witwe des Herzogs Albrecht III. von Österreich regierte nach dem Tod ihres Mannes (1395) selbstständig über ihre Witwengüter, was aus ihrer Korrespondenz ersichtlich wird. Am Beispiel der Korrespondenz mit Freistadt, wo Beatrix als Stadtherrin agierte, veranschaulicht Hörmann-Thurn und Taxis Beatrix' politische, administrative und diplomatische Kompetenzen.

Bekanntlich führen auch politische Konflikte zu einem rasanten Anstieg der Korrespondenz. Einige Beiträge gehen der Konfliktkommunikation nach. So hebt Niklas Konzen in seinem Beitrag (S. 105–126) die Doppelfunktion des Fehdebriefs hervor: Einerseits bot der Fehdebrief dem Aussteller Schutz vor Kriminalisierung, andererseits wurde der Gegner gerade durch diesen Brief über die neue Feindschaft sowie deren mögliches Ausmaß (Helfer, Bundgenossen etc.) und Bedrohungspotenzial informiert. Dieser Umstand erklärt sowohl die vielfältige Umgehung der Absage als auch die in vielen Kanzleien systematisch angelegten Fehdebriefsammlungen und Fahndungslisten, wie Konzen eindrucksvoll darstellt. Die Korrespondenz zwischen den verschiedenen, teilweise regelrecht verfeindeten Linien des Hauses Wittelsbach in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bietet für Julian Holzapfl Anlass zur Frage, warum trotz spannungsgeladener Familienverhältnisse eine ›höfliche‹ Briefsprache verwendet wurde (S. 174–188). So stellt Holzapfl anhand der Grußformeln und deren Abstufungen fest, dass Briefformeln nicht als »neutrale Versatzstücke«, sondern vielmehr als »sprachlich verdichtete Auffassungen über (...) politische und dynastische Grundbegriffe, an denen man sich in aller Feindschaft arbeitete« galten (S. 175).

Verschiedene Autoren widmen sich einer Rekonstruktion der politischen Korrespondenz. So zeigt der Beitrag von Franz Fuchs (S. 189–202), wie dicht die spätmittelalterliche Kommunikation werden kann, wenn große politische Spannungen aufkamen. Der Aufforderung des Pfalzgrafen, ihm bei der Belagerung von Bergzabern im Sommer 1455 militärische Hilfe zu leisten, kamen seine Verbündeten, die Herzöge Ludwig der Reiche von Bayern-Landshut und Albrecht III. von Bayern-München, nicht nach. Die bayerischen Herzöge schickten stattdessen Gesandte zur Vermittlung und beteiligten sich lieber an einer sehr regen Korrespondenz zu diesem Thema. Jürgen Herold (S. 127–155) rekonstruiert dagegen die Informationsströme der Gonzaga kurz vor und während des Neusser Kriegs. Dadurch, dass der Mailänder Herzog »sich vom Verhältnis zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Burgund betroffen wähnte (...), konnte der Markgraf von Mantua diesen, wengleich fernen Streit nicht ignorieren.« (S. 132) Für Nachrichten zum Verlauf des Neusser Kriegs wandte sich der Markgraf unter anderem an seine Tochter Barbara, die gerade mit Eberhard von Württemberg verheiratet war. Die von Herold ermittelten Botengeschwindigkeiten zwischen Urach und Mantua entsprechen dabei den in der Literatur genannten Durchschnitten (ähnliche Ergebnisse bereits in: Reinhard Elze, Über die Leistungsfähigkeit von Gesandtschaften und Boten im 11. Jahrhundert. Aus der Vorgeschichte von Canossa 1075–1077, in: Bernhard Schimmelpfennig/Ludwig Schmugge [Hrsg.], Päpste, Kaiser, Könige und die mittelalterliche Herrschaftssymbolik, London 1982, S. 2–10; Robert Walser, Lasst uns ohne nachricht nit. Botenwesen und Informationsbeschaffung unter der Regierung des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, München 2004 [elektronische PDF-Ressource, [http://edoc.ub.uni-muenchen.de/2796/1/Walser\\_Robert.pdf](http://edoc.ub.uni-muenchen.de/2796/1/Walser_Robert.pdf), S. 134–148 [Stand: 12.05.2016]; Klara Hübner, Im Dienste ihrer Stadt. Boten- und Nachrichtenorganisationen in den schweizerisch-oberdeutschen Städten des Späten Mittelalters, Ostfildern 2012, S. 198; Bastian Walter, Informationen, Wissen und Macht. Akteure und Techniken städtischer Außenpolitik: Bern, Straßburg und Basel im Kontext der Burgunderkriege (1468–1477), Stuttgart 2012, S. 230–235). Klaus Brandstätter versucht dagegen die politische Kommunikation zwischen Herzog Friedrich IV. (r. 1404/1406–1439) und seinem verstreuten Besitz in den sogenannten Vorlanden zu analysieren (S. 156–173). Brandstätter kommt, anders als die ältere Literatur, zu dem Ergebnis, dass Herzog Friedrich IV. zwischen Juni 1404 und Mai 1415 fast 50 % der Zeit bzw. zwischen Juli 1406 und Mai 1415 immerhin 35 % vor Ort anwesend war.

Als Letztes führt Axel Behne in seinem Aufsatz (S. 203–216) einige Briefbeispiele von ›Subjektivität‹ vor Augen, »in denen die Bedeutung der mitgeteilten Sachverhalte hinter der Subjektivität der Mitteilung zurücksteht.« (S. 204) Behne versucht zwischen den Zeilen zu lesen, um so den historischen Personen mentalitätsgeschichtlich näher zu kommen.

Schlussendlich verknüpfen Nicole Bickhoff und Peter Rückert die verschiedenen ›Erträge und Perspektiven‹ (S. 217–221), indem sie die einzelnen Beiträge und Erkenntnisse zusammenfassen und die verschiedenen Themen in eine chronologisch geordnete Beziehung bringen. Der Sammelband wird mit einem Orts- und Personenregister sowie einem Kartenausschnitt von Süddeutschland und Oberitalien abgerundet.

In der Gesamtbewertung ist die kritische Nachfrage zu stellen, warum offensichtlich entschieden worden ist, ›herrschaftlich‹ mit ›adlig‹ gleichzustellen und so die städtische Korrespondenz, welche in vielen Städten bereits im späten 14. Jahrhundert gesammelt und spätestens am Anfang des 15. Jahrhunderts systematisch in Briefregistern überliefert ist, ohne weitere Erklärung auszuklammern. Die Beiträge sind entsprechend der Reihung auf der Tagung gegliedert worden, dem Band hätte allerdings jedoch eine Gliederung in Sektionen besser getan. So stehen die verschiedenen Teilaspekte des Themas ohne ersichtliche Einordnung nebeneinander. Dies wird allerdings durch die abrundenden Schlussbe-

merkungen wieder aufgehoben, da Rückert und Bickhoff die verschiedenen Themen klug miteinander verbinden.

Insgesamt bietet der sehr schön formgegebene Tagungsband verschiedene Perspektiven zu herrschaftlicher Kommunikation, indem sowohl Perspektive aus der Quellenkunde wie auch aus der Geschichtsforschung präsentiert werden. Den wahren Reiz des Bandes bietet nämlich gerade die Kombination und kritische Reflexion der verschiedenen Fachdisziplinen, was mitunter besonders gut gelungen ist.

*Evelien Timpener*

ILSE ROSSMANITH-MITTERER, BIRGIT KATA: Mit Leo ins Mittelalter. Auf Besuch im alten Kempten. Lindenberg im Allgäu: Kunstverlag Josef Fink 2014. 144 S. m. zahlr. Farb. Abb. ISBN 978-3-89870-878-4. Geb. € 14,80.

Nachdem Leo bereits das römische Cambodunum besucht hat, lassen ihn nun Ilse Roßmanith-Mitterer und Birgit Kata einen Abstecher in das mittelalterliche Kempten unternehmen. Leo, das ist der 11-jährige Protagonist des in erster Linie an Kinder adressierten Bändchens, der mit Hilfe einer Zeitmaschine in die Vergangenheit seiner Heimatstadt fliegt und in mehreren Zeitschnitten diese Epoche der Kemptener Vergangenheit hautnah miterlebt. Die Hauptfigur tritt dabei abwechselnd mit sprechenden Tieren, die ihr in den jeweiligen Zeitsprüngen begegnen, in einen Dialog, mittels dem Geschichte und Geschichten der Allgämetropole erzählt werden. Neben der politischen Geschichte als Rahmenhandlung steht vor allem das Alltagsleben und die bauliche Entwicklung der Stadt an der Iller im Fokus des Kinder- und Schulbuchs, die durch die liebevoll detaillierten Zeichnungen des Illustrators Roger Mayrock anschaulich ins Bild gesetzt werden.

Das Abenteuer beginnt im Jahre 774, als Hildegard, die dritte Gemahlin Karls des Großen, gerade das Kemptener Benediktinerkloster besucht und bei dieser Gelegenheit die Reliquien der Märtyrer Gordian und Epimachus, den nunmehrigen Schutzpatronen des Stiftes, überbracht haben soll. Der nächste Zeitsprung versetzt Leo direkt im Anschluss in das Jahr 1270. Dieses Datum ist weder mit einem bestimmten Ereignis oder einer historischen Figur verknüpft, sondern macht die weitere Genese der beiden Kemptener Siedlungskerne deutlich: Das auf der Illerhochuferfläche situierte Kloster samt dem zweitürmigen Marienmünster ist im Stile der Romanik ausgebaut worden und aus der ursprünglichen Klostersiedlung ist inzwischen eine Stadt erwachsen, die partiell auf spätantik-römischen Substraten ruht und durch die Verlegung eines Illerarmes zusätzlich Raum gewonnen hat. Diese Bürgergemeinde sollte sich angefangen mit dem durch Kaiser Rudolf I. 1289 verliehenen Freiheitsbrief in der Folgezeit immer mehr von ihrem geistlichen Stadtherrn, nämlich dem (Fürst-)Abt des adeligen Benediktinerstifts, emanzipieren und schließlich die Reichsunmittelbarkeit erlangen. Mit dem ausgehenden 13. Jahrhundert scheinen dann bereits die wesentlichen und prägenden architektonischen Elemente der sich damals in weiten Teilen als Baustelle präsentierenden Stadt auf: Neben dem mit Türmen und Toren umwehrten Mauerring, der den Stadtgrundriss über Jahrhunderte hinweg definieren sollte, ist dies vor allem die zentrale Leutekirche St. Mang mit ihrem Kirchhof.

Daran anknüpfend findet Leos Zeitreise an der Schwelle vom späten Mittelalter zur Frühen Neuzeit ihre Fortsetzung, genauer im Jahre 1494. Die Bauten von Stift und Stadt zeigen sich nun in gotischem Gewand und bestimmte Gebäude, wie etwa das inzwischen vorhandene Rathaus oder die Bürgerhäuser dort, stechen durch ihre besonders prächtige und repräsentative Gestaltung hervor. Das gewählte Jahr kündigt ein besonderes Spektakel an, erwarten die Kemptener doch den Besuch König Maximilians I. und seiner Gattin,